

Eine Schweizerreise in alter Zeit

Autor(en): **Sommer, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **26 (1936)**

Heft 39

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648245>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Eine Schweizerreise in alter Zeit.

Seit rund 200 Jahren ist die Schweiz für Ungezählte das ersehnte Land der Schönheit und der Freiheit. Als die Menschen die Angst vor dem „erschütterlichen Gebürg“ abzustreifen begannen — dies geschah vor allem durch des großen Haller Lehrgedicht „Die Alpen“, erschienen 1729, und die Idyllen Gekners — ergoß sich ein stets wachsender Fremdenstrom über die Grenzen unseres Ländchens. Es ist klar, daß die Kriegswirren um die Jahrhundertwende den Fremdenverkehr stark beeinträchtigen mußten, war doch die Schweiz während des zweiten Koalitionskrieges gegen Napoleon I. zum unruhigen Kriegsschauplatz geworden. Wenn trotzdem in jenen schlimmen Jahren noch Bergnütungsreisen nach der Schweiz ausgeführt wurden, so zeugt es für die schon damals unwiderstehlich werbende Kraft der Naturschönheiten unseres Vaterlandes.

Reiseberichte aus früherer Zeit sind immer reizvoll und interessant. Sie geben Aufschluß über die Wirkung der Landschaft auf die Menschen verschiedener Zeiten, berichten über heute verschwundene Sitten, Zustände und Gepflogenheiten und illustrieren damit in einprägsamer Art den unaufhörlichen Zeitenwandel. Gleichzeitig aber beweisen sie auch die Wahrheit dessen, was Gotthelf einmal in dem Satze ausdrückte „Gleich bleibt sich das Menschenherz für und für“ — sind nicht die Verschiedenheiten im ganzen genommen äußerer Art, sind es nicht die gleichen Dinge, die je und je das tiefste Wesen des Menschen anzusprechen vermochten?

Recht aufschlußreich in kulturgeschichtlicher Hinsicht ist der Bericht eines ungenannten Deutschen über seine Reise durch die Schweiz zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Der Verfasser erzählt seine Erlebnisse, Gedanken und Beobachtungen zwar in meist recht unbeholfener Art; aber einzelne Urteile verblüffen doch durch eine erstaunliche Sicherheit. So schreibt er beispielsweise über die innern Zustände während der Helvetik, der Zeit also, da die Schweiz durch den Zwang der französischen Bajonette zu einem Einheitsstaat geworden war: „Ich war von einigen Auftritten Zeuge, wo ich die alte Freiheit mit der von den Franzosen eingeführten neuern sehr im Gedränge sah.“ Damit sind die tiefsten Ursachen aller innenpolitischen Konflikte jener Zeit richtig gezeichnet. Zwei „Freiheiten“ standen sich wirklich gegenüber: Hier die alte, auf korporativer Selbstständigkeit der einzelnen Landschaften beruhende Freiheit, langsam gewachsen und sorgsam bewahrt; dort die Freiheit, aufgebaut auf philosophischer Erkenntnis und Forderung, nivellierend, abstrakt: das Postulat der französischen Revolution. In der vielgestaltigen Schweiz mit den vielen Spielarten staatlicher Organisation mußte der von Westen her importierte neue Freiheitsbegriff auf schärfsten Widerstand stoßen, besonders dort, wo die alte Freiheit am tiefsten verwurzelt war: in der Urschweiz.

Auf Wegen, deren Geographie gelegentlich etwas verschoben erscheint, ist unser Wandersmann vom Bodensee aus durch das Montafon ins Unterengadin gelangt. Von hier aus durchzieht er Graubünden, „das ganz mit Bergen bedeckt ist und sehr wenig Ebenen“ hat, dessen Bewohner „durchgängig bieder“ und gastfrei, stark und gesund sind, ihre gewaltige Neugierde aber schlecht verhüllen können. Das Land ist nach der Meinung des Verfassers sehr erzeich; aus Geldmangel muß aber auf die organisierte Ausbeutung verzichtet werden. Der Uebergang über die Berge ist sehr beschwerlich; unser Gewährsmann schreibt anschaulich darüber: „... Saumtiere, deren Leitung man sich ganz überlassen muß, die keinen Zaum, nur einen Strick im Maule oder um den Hals haben, der also zur Leitung gar nichts hilft; einen elenden Sattel, auf dem man hin und her schwankt, Stricke statt der Steigbügel, neben und über sich nackte morsche Felsen, die nur auf den ersten Sturm zu warten scheinen, um sich in die jähe Tiefe hinabzustürzen ...“

Vom Tessin aus überschreitet der Reisende die „sehr gute“ Gotthardstraße. Von der Schöllenschlucht, die in den meisten alten Reisebüchern zu eingehenden Schilderungen anregt, schreibt er einfach, daß ihm die Reuß einen „über alle Maßen“ großen Eindruck gemacht habe, das Arnerloch sei „ebenfalls ein Werk der kühnsten Unternehmung“.

In Altdorf läßt er sich genau mit Ort und Umständen des Apfelschusses bekannt machen. Von keinem rationalistischen Zweifel angekränkt, notiert er ins Reisebuch: „Die Weite des Schusses beträgt hundertdreißig Schritte und ist mit zwei steinernen Säulen bezeichnet.“ Selbstverständlich wird auch Bürglen, Tells Geburtsort, besucht. „Danfbare Ehrfurcht“, schreibt er hier, „veränderte das schlechte Haus in eine schöne Kapelle“; mit Versen versehene Gemälde erinnern an die glorreiche Befreiungsgeschichte.

Ueber den vielgestaltigen, abwechslungsreichen See, an Gersau vorüber, der vormals „kleinsten, vielleicht aber auch glücklichsten Republik“, geht es weiter nach Luzern. Im Zeughaus interessieren besonders die Siegeszeichen von Sempach, im fernern Helm, Schwert und Streitart des bei Kappel 1531 gefallenen Reformators Zwingli. Daß der Reisende den Nachtwächterruf in Luzern als eine „besondere Gewohnheit“ bezeichnet, mutet für einen Deutschen recht sonderbar an, war doch wohl zu dieser Zeit der Nachtwächter mit Horn und Laterne und seinem „Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen ...“ in den meisten deutschen Städten eine bekannte Erscheinung.

Von Luzern aus wurde der Rigi bestiegen, der bald zum Hauptziel bei Schweizerreisen werden sollte. Hier blies ein Hirte seinen „Ruhreigen“, „der alle Schweizer so taumeln macht, und sie fern von ihrem Vaterlande, wenn sie ihn hören, unaufhaltbar zurückzuführen heißt“.

Sempach ... „besah ich mit vielem Anteil, da es der interessanteste Ort in der Schweizergeschichte ist ... Es machte einen schwermütigen Eindruck auf mich, indem ich die damalige Tapferkeit, Einigkeit und Vaterlandsliebe ... mit dem heutigen verglich. An ihrer ersten Tugend wollte ich noch nicht zweifeln, allein die beiden letzten sind leider von ihnen gewichen, sonst würden sie sich von den schmeichelhaften trügerischen Hoffnungen, die ihnen die Reufranken machten, nicht so haben hinreißen lassen, und um diese sogenannte Freiheit ihre Ruhe und Zufriedenheit, selbst ihr Geld, so gutwillig hingegeben haben.“ Nun, so gutwillig wurde dies alles denn doch nicht hingegeben; Grauholz und Neuenegg, auch Stans, Schindellegi und Rothenturm legen dafür berechtigtes Zeugnis ab — wohl aber fehlte es an der Einigkeit. Wie stand es aber um die Einigkeit der Eidgenossen bei Sempach 1386? In der Diskussion um die Badenerbeschlüsse im bernischen Großen Rat sprach ein Redner 1836 vom Fluch, der auf der Berner Geschichte lastete, daß Bern die Miteidgenossen bei Sempach allein gelassen und seine Sonderinteressen verfolgt habe ...

Die weitere Reise führte über Zug nach Zürich, wo dem glücklichen, unkritisch veranlagten Besucher „mehr als alles die Armbrust Wilhelm Tells, mit dessen Schuß das große Werk der edlen Schweizer-Freiheit begann“, merkwürdig vorfam. Ob die Tell-Armbrust schon aus bewußt „verkehrstechnischen“ Gründen zur Schau gestellt wurde?

Ueber Eglisau erreichte unser Reisechriftsteller den Rheinfall. Auch hier hatte man offenbar angefangen, aus dem Zustrom der Reisenden nach allen Regeln Kapital zu schlagen: „Für den billigen Preis von drei Carolin erhält man ein Blatt (gemalt von einem gewissen Freitag in Zürich) den Rheinfall bei Nacht vorstellend, wie der volle Mond die Scene beleuchtet, in der Tuschmanier von Herrn Billwiler gearbeitet und von Hr. Freitag vortrefflich colorirt. Für zwei das nehmliche, am Tage.“ Zur Ergänzung sei hier mitgeteilt, was in einer andern, 1805 erschienenen Reisebeschreibung berichtet wird: „Nicht weit vom Fall hat der

Landschaftsmaler Meuler ein Haus, von den Ruinen des Dörfleins Feuerthalen, erbaut, wo mehr als vierzig Personen mit Kupferstechen, Kupferdrucken, Delmalen u. beschäftigt sind". (Feuertal, links des Rheins, war im April 1799 zum Teil abgebrannt.)

Nach dem Besuch Schaffhausens, dessen Namen er in einleuchtender Art als von „schaffen“ im Sinn von handeln (= kaufen und verkaufen) ableitet, nimmt der reiselustige Deutsche Abschied von der Schweiz. Die Trennung wird ihm so schwer wie die von einem „zärtlich geliebten Freund“. Sein abschließendes Urteil über das Gastland ist im allgemeinen günstig: „Die Nation ist ... bieder und gastfrei.“ Aber: „Man giebt den Schweizern nicht ganz mit Unrecht Schuld, daß sie das Geld der Fremden liebten ...“ Was kaum ein nur-schweizerischer Fehler sein wird.

Hans Sommer.

Wie denken Sie über den Abschied?

Von Hermann Otfried.

Früher fuhr man in der Postkutsche, früher hatte man Zeit, früher nahm man zärtlich Abschied, früher

Und jetzt?

Jetzt begleitet man zur Bahn. Es gibt viele Torturen, aber dies ist die schlimmste: auf die Bahn ...

Wissen Sie, was „Bahnhof“ ist?

Nein, ich meine nicht das massive Steingebäude mit Fahrkartenschalter, Zeitungskiosk und Heiße-Würstchen-Verkäufer, ich meine dies:

Jemand — sagen wir Tante Marliese — fährt fort. Zwei ganze Wochen hat sie bei dir gewohnt, man hat sich alles gesagt, was zu sagen ist, und Koffer, Hutschachtel, Regenschirm, Reisendecke, alles, auch Tante Marliese selbst, ist abfahrbereit im Zuge verstaubt — aber ...

Aber nun sind da noch zehn oder fünfzehn Minuten bis Abgang des Zuges. — „Lieber zu früh als zu spät!“ sagte Tante Marliese. — Und so steht du nun da, freundliches Abschiedslächeln auf dem Gesicht, ungeduldiges Zucken in den Beinen, die ganz woanders hinmöchten; du siehst krampfhaft nach der Uhr, der Zeiger rückt nicht mehr vorwärts, wiederholst verzweifelt, was du schon zehnmal gesagt hast: „Und vergiß nicht ... und grüße bitte ...“, obgleich es dir im Grunde egal ist, ob Tante Marliese eine Karte schreiben und den Onkel Fritz grüßen wird.

Diesen qualvollen Zustand nenne ich „Bahnhof“.

Man nimmt Abschied, den man schon längst genommen hat, den man aber immer wieder wie eine viel zu lange Rubel schluden muß. Weil Tante Marliese eben immer noch da ist. Und der Zustand wird nicht erfreulicher dadurch, daß man dabei unentwegt liebenswürdig lächeln muß — und dennoch nicht zu vergnügt sein darf — zum mindesten nicht, solange Tante Marliese noch zum Fenster herauschaut!

Schmerz haben ist schwer; aber seinen Schmerz beherrschen — das ist unsagbar schwerer. Und fünfzehn Minuten lang einen Schmerz beherrschen, der zudem nicht einmal vorhanden ist, — das ist eine sehr schwierige Sache.

„Schade, daß du schon fahren mußt!“ („Herrgott, warum geht denn der Zug noch nicht?!“)

„Ja, ich wäre zu gern noch geblieben, es war so nett bei euch ...“ („Wenn er doch endlich abfahren wollte!“)

Tante Marliese lächelt, schmerzlich, und du lächelst süß und schmerzlich, während im Herzen die Galle dir überkocht: immer noch fünf Minuten! —

Aber auch, wenn der Abschied wirklich schwer fällt — vielleicht dann erst recht — ist „Bahnhof“ ein Martyrium. Wenn keiner den Mut findet zum letzten Wort, zum letzten

Händedruck, zum letzten Blick in die Augen. Man weiß: nur noch fünf Minuten — und weiß mit diesen fünf Minuten nichts anzufangen. Was gäbe man morgen, übermorgen, in einer Woche, einem Monat, einem Jahr — für diese fünf Minuten! Jetzt aber sagst du, nur um irgend etwas zu sagen: „Gut, daß du so schönes Rejewetter hast!“

Nur drinnen, ganz tief drinnen in dir stöhnt etwas leise und hoffnungslos: „Vorbei, aus, fort, — liebe, liebe ...“

Eine fröhliche Stimme vom Wagenfenster her antwortet: „Ja, gut, daß es nicht regnet ... Und grüß ... Und vergiß nicht ...!“

Du jedoch fühlst: die Stimme versucht nur fröhlich zu sein, das Lächeln ist nicht echt, es verbirgt sich dahinter eine große Traurigkeit.

Noch vier Minuten! Vier Minuten „Bahnhof“ sind eine halbe Ewigkeit. Du hast nur einen Wunsch: wenn doch der Zug endlich ginge! Aber der Zug geht nicht, die Zeit geht nicht, und so bleibt dir und dem Gesicht da oben im Fenster nichts anderes als Abschied zu nehmen — Abschied unter Zeitlupe.

Die Lippen bewegen sich, das Lächeln ist erstarrt zu einer Grimasse — nur die Augen, die Augen lügen nicht, blicken immer wieder scheu zur Seite: nach dem Stationschef mit der roten Mütze — ob er nicht endlich den Fliegenschläger heben, dem qualvollen „Bahnhof“ ein Ende bereiten wird?

Noch zwei Minuten! Noch eine Minute!

Beglaufen, weglaufen möchte man. Aber wer hat die Kraft, den letzten Blick selbst zu zerreißen, dem Fenster den Rücken zu kehren, dieser grausamen Folter sich durch die Flucht zu entziehen?

Da — endlich ist es so weit: der Fliegenschläger hebt sich, der Zug ruckt an, das Gesicht im Fenster beginnt zu gleiten, gleitet immer schneller, schneller — ein weißes Tuch winkt, flattert, die schwarze Raupe der Wagen biegt sich, und verschwindet ...

Der „Bahnhof“ ist zu Ende. Erlöst eilst du dem Ausgange zu — und erlöst sinkst drinnen im Abteil, ferne schon, jemand auf die Bank, greift nach einer Illustrierten ...

Wäre es nicht an der Zeit, dieses qualvolle Abschiednehmen zu verkürzen, den „Bahnhof“, den grausamen, aufzuheben?

Möglich, daß wir sonst im Leben schon so versachlicht sind, daß wir auf diesen letzten Rest von wirklichen oder gespielten Gefühlen nicht gern verzichten möchten — vielleicht machen wir eben deshalb so leidenschaftlich gern Winke, weil die romantische Zeit der Postkutsche nun ein für allemal davongelaufen ist!

Irgendwo sagt ein Dichter: „Fortfahren ist immer auch schon ein wenig sterben!“

Ich aber halte dafür, daß auch das Abschiednehmen endlich dem Tempo unserer Zeit etwas angepaßt werde: Ein herzhafter Händedruck an der Sperre — und Schluß!

Aus der Geschichte eines jurassischen Klosters.

Dieser Tage sind 800 Jahre verflossen, seitdem im Jura das große Kloster Bellelay ins Leben gerufen worden ist. Gründer war der Propst Siginand vom Stift Münster-Grangfelden, der als erster Vorsteher den Abt Gerold vom Lac de Joux einsetzte. Das Kloster gehörte dem Prämonstratenserorden an und pflegte stets gute Beziehungen mit Bern und den bernischen Klöstern. Während dem Schwabenkriege wurde das Gebäude ausgeplündert und verbrannt. Der Abt Nicolas Schnell von Biel ließ es wieder aufbauen, erneuerte den Burgrechtsvertrag mit Biel